

Kolumne : Enteignung im Eigenheim

Autor(en): **Ullrich, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **92 (2005)**

Heft 7/8: **Vázquez Consuegra et cetera**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-68490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wolfgang Ullrich Enteignung im Eigenheim

In vielen Einfamilienhäusern gibt es Räume, die ihre ursprüngliche Funktion verloren haben, aber auch keinen neuen Zwecken dienen. Man denke etwa an Kinderzimmer, die nicht mehr bewohnt sind, weil die Kinder längst erwachsen geworden und ausgezogen sind. Dennoch nutzen die Eltern diese Zimmer kaum einmal für sich (ausser sie haben sehr wenig Platz). Vielmehr ist darin fast alles so geblieben, wie es hinterlassen wurde: Kinderbücher stehen im Regal, einige Sachen, die nicht wichtig genug waren, um sie mitzunehmen, liegen in ein paar Kisten in einer Ecke, im Kleiderschrank hängen alte, unmodern gewordene Kleider. Zu den Resten gesellt sich ein Sammelsurium halbunntzter Gegenstände, die die Eltern nach und nach deponiert haben, weil sie sonst keinen rechten Ort dafür haben: ein Bügelbrett oder eine ausranierte Schreibmaschine, leere Pralinendosen und überzählige Übertöpfe. Zwischen Abstellkammer und konservierter Erinnerung, zwischen «Ruine» und Wartenauf-eine-Rückkehr bewegt sich daher der Charakter dieser Zimmer. Einen aussenstehenden Besucher stimmen sie leicht etwas melancholisch, können die Hausbewohner sie doch offenbar aus eigener Kraft nicht mehr beleben.

Ähnlich ist es mit vielen Hobbyräumen, die häufig in den Kellern derselben Häuser eingerichtet wurden. Mit ihnen verbanden sich von Anfang an Illusionen: Der Wunsch, kreativ zu sein und eine erfüllte Zeit zu erleben, schien sich allein dadurch zu verwirklichen, dass man einen eigenen Raum dafür einrichtete. Ein Refugium jenseits von Arbeit und Alltag sollten sie sein – und wurden dann doch nach einer ersten Euphorie oft kaum noch genutzt. Statt die lebendigsten und stimulierendsten Räume im Haus zu sein, gerieten sie ihrerseits zu Zonen, die an Abstellkammern erinnern. Da sie aber nie eigens dazu erklärt wurden – hätte man dazu doch offiziell Abschied von jenen Illusionen nehmen müssen –,

sind sie um so trister: hybride Un-Orte, die zwischen allen Funktionen stehen. Solange das Scheitern schöner Hoffnungen nicht eingestanden wird, sind sie auch nicht frei für neue Aufgaben.

In solchen Räumen fällt erst recht auf, dass sie zum Asylplatz für Dinge geworden sind, die sich ihrerseits in einem Zwischenzustand befinden. Hier versammelt sich, was weder wirklich aufhebenswert ist noch ohne weiteres weggeworfen werden kann, was man zwar nicht wirklich braucht, aber ja eventuell einmal brauchen könnte. Es sind Sachen, die ihre Besitzer – die Hausbewohner – in Verlegenheit bringen, etwa Produktverpackungen, die so aufwendig gestaltet sind, dass man schlechtes Gewissen hätte, würde man sich davon trennen, für die man aber auch keine sinnvolle Verwendung hat. Oder es sind Dinge, für die es keinen eindeutigen Platz gibt und die man etwas unlustig von einer Stelle zur nächsten schiebt – bis sie in dem Raum landen, der seinerseits ein Ort der Verlegenheit (geworden) ist.

Dieses Phänomen ist gleich in doppelter Weise dem Wohlstand geschuldet. Es entsteht nur, wo Menschen viel Wohnraum haben – und zugleich zu viele Dinge, zu denen sie kein enges Verhältnis aufbauen können. Man könnte es auch als Phänomen einer ganz spezifischen Unordnung beschreiben, zu der es infolge einer Entscheidungs-

schwäche und Bequemlichkeit kommt: Zu ihrem Opfer wird, wer die Anstrengung scheut, die es bedeutet, klare Verhältnisse zu schaffen. Damit droht aber auch die Verfügungsgewalt über Dinge und gesamte Räume aufgegeben zu werden. Das ist nicht ungefährlich. So haben die Zonen, an denen sich Unentschiedenes anhäuft, die Neigung, zu expandieren, immer mehr gerät schliesslich in den Strudel des Nicht-definiert-Seins. Das Sprichwort «Kommt Zeit, kommt Rat» erweist sich dabei leider als falsch; vielmehr bringt das Abwarten und Aussetzen im Umgang mit Objekten der Verlegenheit fast nie etwas. Das meiste wird sogar nur noch lästiger, verstaubt und verlangt noch mehr Arbeit.

Der Wohlstand führt so zu einer Überforderung. Der Komfort des vielen Platzes schlägt in ein Leiden an unbewältigten Räumen um. Was Freiraum sein sollte, wird zur Last. Man beginnt die Zimmer zu verfluchen, in denen man sich eingestehen muss, an den Dingen gescheitert zu sein. Wenn es ganz schlimm wird, fühlt man sich nicht mehr ganz als Herr im eigenen Haus. Man lebt enteignet im Eigenheim.

Wolfgang Ullrich promovierte in Philosophie über das Spätwerk Martin Heideggers. Er ist freischaffender Autor und Dozent; zur Zeit Gastprofessor für Kunsttheorie an der Kunsthochschule Hamburg.
Bild: Christoph Wieser

